

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **71 (1991)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Scheinbare Indifferenz — sprachliche Präzision

Ludwig Hohl: «Und eine neue Erde»

Diese Prosatexte überraschen! Warum? Zunächst ist es die Langsamkeit. Die Bedächtigkeit. Die Ruhe. Es ist die lange Weile, mit der sich diese Kurzerzählungen voranschleichen. Bild reiht sich an Bild. Einstellung fügt sich an Einstellung. Da arbeitet sich ein Erzähler-Ich durch die Dinge wie die Raupe durch das Blatt. Zentimeter um Zentimeter verleiht es sich ein. Stundenlang beobachtet es die Welt, fasst sie ins Auge, betrachtet die Objekte von unten, von oben, von den Seiten, gemächlich. Dieses Ich schaut zu, es nimmt wahr. Es riecht, es hört, es saugt alles in sich hinein mit den Augen: den seltsamen Verlauf einer Bodenwelle, das Rauschen des Meeres, die stillen, milchigen, weissen Wasser in Holland, der gebrochene Blick eines sterbenden Pferdes, das unangenehm Stierende in den Augen des stattlichen Herrn in den feinen Kleidern. Da gleitet Wahrnehmung still und leichthin über in Meditation. Dieses Ich beobachtet, und während es hinschaut, fällt es und versenkt sich ins tiefe Innere, in das, was das eigentliche Wesen des Beobachteten ausmacht.

Mit der Präzision dieses Blicks auf die Welt korrespondiert die Präzision der Sprache. Die Behutsamkeit, mit der jedes Wort gesetzt ist! Die überfeinerte Sensibilität und die gleichzeitig messerscharfe Exaktheit, mit der das Betrachtete in Sprache umgesetzt ist! Alles Unnötige ist in diesen Sätzen beschnitten. Der Autor hat sie mit

Umsicht behauen und gefeilt. Und das Ergebnis? Die besten dieser Texte des Erzählbandes von Ludwig Hohl, «Und eine neue Erde», zeichnen sich durch eine pralle Sinnlichkeit aus, die den Leser in Bann schlägt¹. In Zeiten der schnellen Buchproduktion junger Autoren und des unsorgfältigen Umgangs mit Sprache und Form kann man sich darüber nur freuen.

Und man wundert sich, was Hohl als junger Erzähler geleistet hat; denn wir kennen ihn auch heute noch vorwiegend aus seinen späteren philosophischen Werken wie «Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung» (1934–1936), «Nuancen und Details» (1931–1935) oder dem grossen, Fragment gebliebenen Reflexionszyklus «Nachnotizen. Von den hereinbrechenden Rändern» (1986). Die Berichte, Kurzprosatekste und zwei Novellen aber, die Johannes Beringer unter dem Titel «Und eine neue Erde» im Suhrkamp Verlag vorlegt, hat Hohl in seinen Anfängen, als 20/30jähriger geschrieben. Sie sind in den Jahren 1926 bis 1936/37 entstanden. Hohl hat sich mit diesen Texten freigeschrieben vom grauen Mief des Elternhauses, von dem er sich schroff distanzierte, von der Schweiz, der er den Rücken zugekehrt hatte. Es sind die Jahre der gärenden Inkubation, oder, wie es der Autor selbst nannte, der «geistigen Formung, Umwandlung, Festigung». Hohl war aus dem Gymnasium in Frauenfeld frühzeitig ausgetreten und hatte sich 1924,

zusammen mit einer Freundin, ins Ausland abgesetzt, nach Paris. Hier begann die zähe Selbstausbildung, die asketische Arbeit an der Literatur, die Hohl sich während des ganzen Lebens abforderte. Längere Zeit verbrachte er in Frankreich, neben Paris auch in Marseille, Grenoble, Annecy, ging nach Wien und exilierte 1931 nach Holland. Dort hat er im stillen gearbeitet. Die wichtigsten Grundmanuskripte entstanden in diesen Jahren. Aber die breite literarische Öffentlichkeit hat ihn nicht zur Kenntnis genommen, man schloss ihn aus, — und er schloss sich ebenso hermetisch ab.

Was jetzt vorliegt, entstammt der *«Zeitungsarbeit»* aus dieser Epoche. Wie Robert Walser veröffentlichte er seine Texte in den Feuilletons grosser Tageszeitungen und Zeitschriften des deutschen Sprachraums. Und wie sein so unterschiedlicher Landsmann entwickelte auch er eine unbändige Hassliebe zu den Feuilletonchefs, von denen er abhängig war. Man fütterte ihn an, druckte etwas ab, gänzelte, belohnte und enttäuschte ihn. Hohl betrieb einen schwungvollen und frustrierenden Handel mit den Feuilletons — aber sie boten wenigstens die Möglichkeit, seine Texte zu drucken, was gleichzeitig einer öffentlichen Legitimation als Schriftsteller gleichkam; so lange jedenfalls, als ihm der Zugang zu den Verlagen verschlossen blieb.

Die meisten der in *«Und eine neue Erde»* vorgelegten Stücke erschienen erstmals in Tageszeitungen, so in der *«Neuen Zürcher Zeitung»*, im *«Tages-Anzeiger»*, im *«Berliner Tageblatt»*, in der *«Weltwoche»*, aber auch in der *«Neuen Schweizer Bibliothek»*. *«Einzeln aus Holland»* liest man zum ersten Mal, der Text hält sich an das Typoskript. Anderes wiederum, etwa die

brillante Erzählung *«Das Pferdchen»* oder die Stücke *«Meer»*, *«Und eine neue Erde»*, *«Optimismus»* sind 1943 in Zürich im Erzählband *«Nächtlicher Weg»* erschienen, wurden von Hohl 1971 aber nicht mehr in die Neuauflage bei Suhrkamp aufgenommen.

Am Eingangstext des Erzählbandes, *«Impressionen aus einem Fischerdorf am Mittelmeer»*, der 1930 erstmals in der *«NZZ»* erschien, lässt sich Hohls typische Erzählstrategie studieren. Zwar ist, was etwa in *«Das Pferdchen»* zur erzählerischen Vollendung gereift ist, noch Stückwerk. Genau das macht diese Impressionen spannend. Hinter der Verkleidung schimmert deutlich das handwerkliche Gerüst. Hohl zerlegt das Bild, das sich ihm im Fischerdörfchen bietet, in seine Einzelteile. Man kann das schon an der Abfolge der Übertitel ablesen: *«Die Strasse»*, *«Landschaft»*, *«Das Wetter»*, *«Des Meeres Farben»*. Es gibt hier minutiöse Beschreibungen von Stimmungen im Dorf, von den Gewohnheiten der Fischer und ihren Charakteren, wie man das alles heute noch in Mittelmeerländern finden kann. In *«Café»* etwa zeichnet Hohl mit zwei, drei kraftvollen Strichen Fischer beim Trinken und lässt uns ihren monotonen Sprechsingsang hören, ihr Gemurmel und Gezänk. Wenn er von der Fettleibigkeit der Weiber redet, von ihrer gierigen Gefrässigkeit beim Verzehr fetter Sardinen aus der Büchse, wenn er den Blick auf die mit Kugeln spielenden Fischer lenkt, entstehen Bilder von gläserner Durchsichtigkeit und Klarheit. Sie zeugen vom erstaunlichen sprachlichen Vermögen des 26jährigen. Andererseits zeigen sich auch seine Schwächen. Und zwar gleich doppelt: Die Ansichten, die Hohl malt, übersteigen keineswegs die Postkartenklischees, die man bereits

kennt. Und: Indem er systematisch auseinanderdividiert, was sich dem Besucher des Fischerdorfes als Einheit präsentiert, verliert die Erzählung an Schwung. Das Bild zerbröckelt in seine Einzelteile. Man vermisst die erzählerische Kohärenz.

Anders in «Das Pferdchen». Hier fügt sich am Ende alles zu schönster Einheit zusammen: der Gegenstand, die Sprache, die Form.

Es ist Nacht. Die letzte Nacht vor dem grossen Weihnachtsfest. Ein Ich-Erzähler schlendert durch das düstere, dunkle Marseille. Nur noch wenige sind unterwegs. Er geht ziellos voran, quer über die Place de la Préfecture. Er ist ohne Geld, ohne Appetit, einsam. Da stösst er plötzlich auf eine Menschenansammlung, die sich um ein gestürztes Pferd schart, das auf dem kalten Pflaster liegt. Es ist ein altes Pferd. Sein Hals ist mager und unglaublich lang, es liegt da wie tot. Ein Polizist redet auf den Stallburschen ein. Das Pferd stört den Verkehr und muss weg. Die Leute unterhalten sich: mitleidlos, kühl, indifferent, andere gar mit Hohn und Zynismus. Einer spricht von fetten Würsten, die man aus dem toten Pferd machen wird.

Was Hohl jetzt tut, ist vorderhand nichts anderes als eine akribische Bestandesaufnahme. Buchhalterisch genau notiert er, was vor sich geht, er schiebt Bild an Bild, reiht sie hintereinander im bedächtigen Rhythmus. Er zeigt uns die gaffende Menge, den sturen Polizisten, der nur Ruhe und Ordnung im Auge hat, die hilflose und doch seltsame Zärtlichkeit des Stallburschen für sein sterbendes Pferd. Er weist auf die hochmütigen Versuche eines Mannes hin, der das Pferd mit den Stössen seines eleganten Stockes auf die Beine bringen will und die Gelegenheit zur

Selbstinszenierung nützt. Und er zeigt auf das Pferd. Das Pferd am Boden mit dem Tod in den Augen:

«Auf einmal bewegte das Pferd die grossen, schmerzvoll in die Luft starrenden Lippen, regte sich, krümmte den Hals und hob den Kopf. Es schaute um sich. Es hatte seine Augen gross geöffnet und ich sah seine Augen. Sie waren riesenhaft, schwarz und glänzend, überraschend lebendig in dem halbtoten Leibe. Doch lag in ihrem Glanze nichts Hartes, nichts Trotziges und nichts Begehrendes. Und der Tod war doch rings um den Glanz herum in der dunklen, unbewegten, gelatineartigen Substanz. Ich schaute hin zu diesen Augen in dem langen, seltsamen Tiergesicht, und auf einmal erschauerte ich, als ob mich die Kälte, die ich seit einiger Zeit nicht beachtet hatte, plötzlich am ganzen Leibe erfasse; aber es war nicht die Kälte.»

Die Raffinesse dieser Passage liegt in der Indifferenz, in der scheinbaren Gefühllosigkeit, mit der streng beobachtet und protokollarisch festgehalten wird. Die akribische, ja manische Systematik, mit der Ausschnitt an Ausschnitt gefügt wird, verdeckt nur den toten Fleck, das Vakuum, die explosive Leerstelle, durch die ausgesparte Emotionen um so heftiger in den Text schiessen: Noch in der Beschreibung der gelatineartigen Substanz ums Auge spiegelt sich die Absurdität dieses Todes; in der unbeteiligten Zeichnung der Kopfform, des gekrümmten Halses und des Sturzes wird die Einsamkeit und die Würdelosigkeit des Sterbens in den Text geholt. Und die Augen, in denen nichts Hartes, Trotziges, Begehrendes mehr liegt, reden von Demut und Souveränität dessen, der sich mit der Grausamkeit des Sterbens versöhnt hat.

Ludwig Hohl hat mit dem Bild des gestürzten Pferdes — der perfekten Umkehrung des eleganten, kraftvollen Lebens — eine beeindruckende Chiffre menschlicher Existenz geschaffen. Wir kennen sein Nachdenken über den Tod aus seinem späteren philosophischen Werk; spannend aber ist die Erkenntnis, dass es diesem Autor auch als Erzähler, und dies schon mit 25 Jahren, gelungen ist, Verbindliches über den Tod und das Sterben auszusagen. Das wirft ein neues Licht auf ihn.

Diese Einsichten verdankt man auch der sorgfältigen Edition von *Johannes Beringer* im Suhrkamp Verlag. Der Herausgeber macht mit der sorgfältigen editorischen Notiz und dem genauen Quellennachweis die komplizierte Entstehungs- und Editions-geschichte der vorliegenden Texte durchsichtig. Dies

steht ganz im Gegensatz zur französischen Ausgabe, die gleichzeitig, offensichtlich in einer Art editorischem Schnellschussverfahren, beim Verlag ZOE in Genf erschienen ist². Das Buch enthält fünf der vierzehn bei Suhrkamp vorgelegten Texte. Der Übersetzung von Antonin Moeri ist kein Nachwort, keine Notiz und kein Quellennachweis angefügt. Dem französischen Leser gelingt es so nicht, diese Texte im Gesamtwerk und in der Biographie Ludwig Hohls zu situieren.

Pia Reinacher

¹ Ludwig Hohl, «Und eine neue Erde». Im Auftrag der Ludwig-Hohl-Stiftung herausgegeben von Johannes Beringer, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990. — ² Ludwig Hohl, *Le petit cheval*. Editions ZOE, Genf 1990, traduit de l'allemand par Antonin Moeri.

Mühsame Organisation der Schweizer Diplomatie

Als die Nachricht vom Tod des grossen Basler Historikers Edgar Bonjour eintraf, lag der nachfolgende kleine Beitrag schon zur Publikation in unserer Mappe. Bonjour, dessen sieben Bände umfassende Geschichte der Schweizerischen Neutralität ein solides Fundament für alle notwendigen Entwürfe und Neudefinitionen sein wird, hat in seinen späten Jahren nicht nur Vorträge gehalten, mit seinen ehemaligen Schülern korrespondiert und den Kontakt mit seiner Universität gepflegt. Er nahm ganz selbstverständlich auch Rezensionsaufträge an oder schlug uns vor, was in den «Schweizer Monatsheften» besprochen werden sollte. Wir verlieren in ihm einen liebenswürdigen Mitarbeiter, einen umfassenden Kenner seiner historischen Wissenschaft und ihrer neuen Entwicklungen. Der Beitrag, den wir in Satz geben, ist der letzte, den Edgar Bonjour für die «Schweizer Monatshefte» geschrieben hat. (Red.)

Man kann sich heute, angesichts der zahlreichen diplomatischen Vertretungen der Schweiz im Ausland, nur schwer vorstellen, wie mühsam der Aufbau des diplomatischen Apparates

im jungen Bundesstaat vollzogen wurde. Die Alte Eidgenossenschaft unterhielt keinen ständigen Repräsentanten in fremden Ländern. Mussten Verhandlungen unbedingt auswärts

geführt werden, betraute man damit vorübergehend eine hiezu geeignete Persönlichkeit, etwa einen Offizier in fremden Diensten oder — ausnahmsweise — einen kantonalen Magistraten wie den Basler Johann Rudolf Wettstein. Und die einzelnen Orte, die im losen eidgenössischen Staatenbündel meist selbständig Aussenpolitik treiben konnten, behelfen sich in ähnlicher Weise. Vorwiegend aber wurden Verhandlungen mit dem Ausland von ausländischen Gesandten in der Schweiz geführt. Erst in der Helvetik erhielt die Schweiz ein eigenes Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, das den aussenpolitischen Staatswillen hätte zum Ausdruck bringen sollen, und einen diplomatischen Vertreter als bevollmächtigten Minister in Paris. Aber der helvetische Aussenminister sowie der helvetische Gesandte in Frankreich hatten als Funktionäre eines französischen Satellitenstaates mehr nur Weisungen und Befehle aus Paris entgegenzunehmen, desgleichen die helvetischen Vertretungen in Wien und Mailand. Die drei Gesandtschaften vegetierten nach der Helvetik weiter, wurden dann auf zwei reduziert und spielten fürderhin nur untergeordnete Rollen.

Über den schwierigen Aufbau des diplomatischen Dienstes im jungen schweizerischen Bundesstaat orientiert jetzt umfassend und zuverlässig die Abhandlung von *Claude Altermatt*¹. Eine wichtige Komponente bei der Gründung des Bundesstaates war ja der Wunsch der Radikalen gewesen, die Bevormundung durch das Ausland abzuschütteln und ihm gegenüber als souveräner Staat selbständig aufzutreten. Deshalb wurde jetzt ein Departement für auswärtige Angelegenheiten errichtet, aber sehr kümmerlich ausge-

stattet. Es bestand aus einem Sekretär, der zeitweise einen Schreiber beschäftigte. Geleitet wurde dieses Departement vom jeweiligen Bundespräsidenten. Dieser stete Wechsel hatte den grossen Nachteil, dass die Kontinuität der Geschäftsführung empfindlich litt. Die beiden schon bestehenden Vertretungen in Paris und Rom wurden übernommen, zunächst jedoch die Zahl der Gesandtschaften im Ausland nicht erhöht.

Gegen Diplomaten herrschte ein offenkundiges Misstrauen vor. In den Augen der Radikalen galten sie als Überreste des Ancien Régime. Der erste Bundespräsident, *Jonas Furrer*, schrieb: *«Es ist der bescheidenen Stellung der Schweiz angemessener und harmonisiert besser mit republikanischen Institutionen und den Gehältern ihrer Beamten, wenn sie nicht Gesandte, sondern bloss Geschäftsträger anstelle.»* Diese Untervertretung im Ausland bezahlte der Bundesrat mit ungenügender diplomatischer Information. So geschickte auch Bundespräsident Furrer diplomatische Aktenstücke behandelte, so war er doch nicht in die europäischen Geheimnisse eingeweiht. Man muss sich die aussenpolitische Erziehung der führenden Männer vergegenwärtigen. Sie hatten sich gebildet im Meinungskampf der Presse, der Volksversammlungen und der Ratsäle; sie hatten sich gefestigt in den Stürmen der Innenpolitik, nie aber Gelegenheit gehabt, die Weltläufigkeit der diplomatischen Schulung zu erwerben; daher ihre Neigung, aussenpolitische Schwierigkeiten mit den Mitteln der Innenpolitik zu behandeln. So fehlte es nicht an Missgriffen. Und trotzdem gelang es den schweizerischen Staatsmännern, gestützt auf ein konstitutionell geeintes Volk und auf ein zentrales aussenpoliti-

ches Departement, ihr Land unbeschädigt durch verschiedene Wirren hindurch zu führen, die Blößen ihres unvollständigen diplomatischen Apparates zu verhüllen und den Unwillen der fremden Regierungen auf tote Gleise zu lenken. Diese mehr durch Glück als durch Geschick errungenen aussenpolitischen Erfolge bestärkten die Gegner der Errichtung neuer Gesandtschaften in ihrem Widerstand. Immer wieder war es die Kostenfrage, an der sich sowohl die Volksvertreter als auch die öffentliche Meinung stießen: So hohe Gehälter für zum Teil überflüssige Beamte auszugeben, widerspreche der bewährten schweizerischen Sparsamkeit. Noch 1905 erklärte Bundespräsident *Ludwig Forrer*, die geplanten neuen Gesandtschaften in Russland und Japan für «*reine Grosstuererei*».

Der fortwährende Wechsel in der Leitung des Politischen Departements hörte 1888 auf. Bundesrat *Wilhelm Hertenstein*, der für dieses Jahr in Aussicht genommene Bundespräsident, erklärte, er könne nicht französisch und sei mit den Gepflogenheiten der Diplomatie nicht vertraut. Da ergriff der unermüdlich tätige Neuenburger *Numa Droz* die Gelegenheit zu einer Reorganisation. Er schuf die Grundlagen für ein eigentliches Fachministerium der Auswärtigen Angelegenheiten unter seiner ständigen Führung. Dieses System Droz währte bis 1895, bis zu seinem Rücktritt, worauf die Rotation in der Departementsleitung wieder einsetzte. Droz's überlegene Führung der Geschäfte im Konflikt mit Bismarck hat ihm weltweite Achtung eingetragen. Man darf ihn als einen der fähigsten schweizerischen Aussenminister bezeichnen. Er gab dem Departement eine effiziente Struktur, sorgte für den

diplomatischen Nachwuchs, errichtete neue Gesandtschaften, führte regelmässige Gesandten-Konferenzen in Bern ein und bevorzugte bei den Ernennungen Berufsdiplomaten.

Vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 verfügte die Schweiz über 11 diplomatische Posten im Ausland, während das Ausland in Bern eine Botschaft und 13 Gesandtschaften unterhielt. Hinsichtlich der politischen, wirtschaftlichen und demographischen Wichtigkeit der Schweiz war ihr diplomatischer Apparat im Vergleich mit andern Ländern bescheiden. Während die schweizerischen Gesandten anfänglich meist aus dem politischen Leben der Kantone oder des Bundes stammten, rekrutierten sie sich später vornehmlich aus dem Stand der Berufsdiplomaten. Ihr Wirken zeigt, dass die Schweiz trotz ihrer Neutralität zeitweise eine rege diplomatische Tätigkeit entfaltete zum Schutz des Landes und zur Verteidigung seiner Interessen.

Claude Altermatt hat ein treffliches Bild vom schwierigen Aufbau der Schweizer Diplomatie im Zeitraum von 1848–1914 entworfen, auf Grund eines weitschichtigen Aktenmaterials hauptsächlich des Bundesarchivs und basierend auf der einschlägigen Literatur. Wer führt diese Arbeit weiter, vom Anfang des Ersten Weltkriegs bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus? Man würde mit Spannung Näheres über die Ausweitung des diplomatischen Netzes, die Einführung von Prüfungen für Anwärter des diplomatischen Dienstes und andere Neuerungen vernehmen.

Edgar Bonjour

¹ Claude Altermatt: *Les débuts de la diplomatie professionnelle en Suisse (1848–1914)*, Editions Universitaires Fribourg Suisse, 1990.

Getrostes Standhalten

Vermächtnis eines Bürgers zweier Welten

Peter Dürrenmatt (1904–1989), der älteren Generation vor allem bekannt als langjähriger hervorragender Chefredaktor der «Basler Nachrichten», hatte 1986 wegweisende Gedanken und Ansichten als Historiker und Politiker veröffentlicht in seinem Buch: «Zeitwende, Stationen eines Lebens». Dürrenmatt war aber nicht nur ein einflussreicher Journalist und geachteter Nationalrat, sondern auch ein überzeugter Christ, der sich intensiv mit Fragen des Glaubens auseinandersetzte. Die Quintessenz seines religiösen Ringens hat er in seinen letzten Lebensjahren niedergeschrieben. Diese «*laientheologische Zeitbetrachtung*» ist nun in Buchform erschienen unter dem Titel: «*Ich glaube, also bin ich*»¹.

Im ersten Teil seiner Bekenntnisschrift skizziert Dürrenmatt die Entwicklung der befreiten Vernunft seit Descartes bis in unsere Gegenwart und legt dar, wie im Laufe der Zeit sich das Denken vom Glauben zu emanzipieren begann und wie der Entfaltung der Verstandeskräfte mehr und mehr, derjenigen der seelischen Kräfte immer weniger Beachtung geschenkt wurde. Der Fortschrittsoptimismus verwandelte sich zusehends zum Kulturpessimismus. Der moderne Mensch sieht sich von einer Daseinsangst gejagt, die dem nihilistischen Endsieg des Unsinn in die Arme zu laufen scheint. Unsere Generation ist weithin zu einem glaubensunfähigen Geschlecht geworden.

Angesichts dieser nicht zu bestreitenden Glaubenskrise geht Dürrenmatt im Hauptteil seiner Zeitbetrachtung

der Frage nach: gibt es eine Rückkehr zum Glauben? Lapidar stellt der engagierte Verfasser fest: «*Ohne Glauben gibt es keine Existenz.*» Entscheidende Bedeutung misst Dürrenmatt dem «*Christentum der persönlichen Frömmigkeit*» bei, ohne das es kein «*offizielles, kollektives Christentum*» gäbe. Frei von blosser religiöser Schwärmerei betont er ausdrücklich, es sei von entscheidender Bedeutung, dass das individuelle Christentum der persönlichen Frömmigkeit in einer Relation mit dem offiziellen, installierten Christentum bleibe. Allerdings kann er der modernen Theologie den gravierenden Vorwurf nicht ersparen: «*In einer Gegenwart der zunehmenden geistigen Verkomplizierung des Lebens und der wachsenden existentiellen Unsicherheit hält es ein Teil unter den massgeblichen Gottesgelehrten für keine würdige Aufgabe, den führenden Faden zu suchen, dem die Menschen folgen könnten, um dem geistigen Labyrinth zu enttrinnen.*»

Dürrenmatts ceterum censeo: Angesichts der offensichtlichen Glaubenskrise liegt die entscheidende Kraft in der persönlichen Frömmigkeit, die sich im aktiven Standhalten mitten in der Welt und in der Bereitschaft zur vorbehaltlosen Hingabe zu bewähren hat. Im Mittelpunkt des Glaubens steht die Botschaft Jesu von der Realität der Liebe Gottes zur Welt und zu den Menschen. Christliche Existenz wird da spürbar, wo Menschen voll und ganz, überzeugt und vorbehaltlos sich von dieser Liebe Gottes bestimmen lassen. Die Botschaft des Evangeliums ist nicht eine Anleitung zu einem erfolgreichen

Leben, vielmehr eine Kraftquelle zu frohem und getrostem Standhalten. Nicht Weltflucht, sondern Solidarität mit der Not der Menschen ist gefordert. Die Bergpredigt konfrontiert die menschliche Gerechtigkeit mit der Gerechtigkeit der göttlichen Gnade. Im Gebet strömt dem Menschen die Glaubensüberzeugung zu, um getrost der «*Existenz im Widerspruch*» standhalten zu können. Das Evangelium ist eine auf Gott bezogene Antwort auf die Frage nach dem Sinn und Wesen menschlicher Existenz. Zutreffend charakterisiert Dürrenmatt die heutige Glaubenssituation: «*Der moderne Mensch hat ein von Grund aus intellektuelles, eindimensionales Lebensgefühl. Die geistige Situation der Zeit ist massgeblich bestimmt von einer gewissen Überschätzung der Intellektualität des Menschen.*» Die Bewältigung des Lebens allein aus

den Kräften der sich emanzipierenden Intelligenz des Menschen ist unmöglich. Ohne innerste Bindung des Menschen an einen ihn tragenden Sinngrund kann Freiheit nicht begründet werden.

Peter Dürrenmatts laientheologische Zeitbetrachtung ist ein zum Mitdenken und zum Nachdenken anregendes Erlebnis- und Bekenntnisbuch. In einer Zeit, in der die Zukunft der Menschheit auf dem Spiel steht, sollte diesem flammenden Aufruf eines tiefbesorgten Zeitgenossen Gehör geschenkt werden, sich wieder von neuem an die göttliche Autorität zu binden, um den inneren Halt nicht zu verlieren.

Hans Beck

¹ Peter Dürrenmatt: Ich glaube, also bin ich. Eine laientheologische Zeitbetrachtung. Verlag Peter Lang AG, Bern 1990.

Ausgewählte Schriften von Walter Jöhr

Seit längerer Zeit lässt sich — sowohl innerhalb der Gilde der Nationalökonomien wie bei Aussenstehenden — ein mehr oder weniger deutliches Unbehagen über bestimmte Entwicklungstendenzen der nationalökonomischen Forschung erkennen. Bücher und Aufsätze über die «*Krise der Nationalökonomie*» häufen sich, und sie alle stossen sich letzten Endes an der Tatsache, dass ein enorm angewachsenes Establishment ökonomischer Wissenschaftler sich in steigendem Masse mit extrem spezialisierten und abstrakten Theoriegebäuden und Theorieproblemen beschäftigt, die zwar durch einen hohen

Grad von intellektueller Leistung und formaler Eleganz ausgezeichnet sind, sich aber zunehmend von der Realität und deren Problemen entfernen und die Einbettung des Wirtschaftsgeschehens in den gesamtgesellschaftlichen Prozess vernachlässigen. Mit diesen Tendenzen steht die heutige «*mainstream economics*» in deutlichem Gegensatz zu den Glanzleistungen der klassischen Nationalökonomie, deren führende Theoretiker das ökonomische Geschehen stets problembezogen und unter einem weitgespannten soziopolitischen Blickwinkel analysierten und so die Gefahren einer zu engen und esote-

rischen Betrachtung vermeiden konnten.

Einer der wenigen bedeutenden Nationalökonomien unserer Tage, der über all sein Spezialwissen hinaus stets die Fähigkeit bewahrte, in «klassischer Weise» relevante Probleme in breiter Perspektive zu behandeln, war der 1987 verstorbene St. Galler Professor (und mehrere Jahre entscheidender Rektor) *Walter Adolf Jöhr*. Wiewohl durch eines der grundlegendsten und umfassendsten Werke über Konjunkturtheorie als Spezialwissenschaftler international anerkannt und geschätzt, lässt er sich doch nicht ohne weiteres in irgendeine begrenzte Kategorie einreihen. Von grundlegenden Fragen der Methodologie und der Dogmengeschichte über Fragen der Wirtschaftssysteme, der Wirtschaftsprognose und wirtschaftspolitischen Beratung, der Umweltproblematik, bis hin zu politischen und philosophischen Überlegungen reicht sein umfangreiches Werk (dessen Auflistung zehn eng bedruckte Seiten des vorliegenden Buches in Anspruch nimmt), und in all diesen Arbeiten paaren sich ökonomisches Fachwissen mit einem breiten und realitätsbezogenen Horizont zu einem anregenden und interessanten Gemisch.

Den Herausgebern des vorliegenden Bandes ist es gelungen, auf rund 500 Seiten eine lesenswerte Auswahl aus Jöhrs Schriften zusammenzustellen, die einen guten Einblick in die Spannweite seiner Interessen und For-

schungsprogramme gewährt¹. Die Sammlung ist in drei Abschnitte gegliedert, die sich mit allgemeinen Fragen der Wirtschaftspolitik, mit Konjunkturpolitik, und schliesslich mit verschiedenen Aspekten der Dogmengeschichte und Ordnungspolitik beschäftigen. Insgesamt handelt es sich um 17 Aufsätze und Auszüge, wobei — beispielhaft — aus dem ersten Abschnitt ein «Credo» aus dem Jahre 1947 zu nennen wäre, das dem Buch den Titel gegeben hat und Jöhrs grundlegende Einstellung erkennen lässt, sowie ein Aufsatz «Bedrohte Umwelt. Die Nationalökonomie vor neuen Aufgaben» aus dem Jahre 1972, der noch immer höchst aktuell ist; im zweiten Abschnitt nehmen Auszüge aus Jöhrs magnum opus («Die Konjunkturschwankungen») und ergänzende Aufsätze einen breiten Raum ein; und der dritte Abschnitt enthält neben Betrachtungen zur Wirtschaftsgestaltung biographisch-analytische Skizzen, die sich von Sombart bis Che Guevara erstrecken. Längere Einführungen seitens der Herausgeber und ausführliche Sach- und Personenregister vervollständigen das lesenswerte und schön produzierte Buch.

Kurt W. Rothschild

¹ Walter Adolf Jöhr, Der Auftrag der Nationalökonomie. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans Ch. Binswanger, Jean-Pierre Jetzer, Francesco Kneschaurek und Gerhard Schwarz. J. C. B. Mohr: Tübingen 1990.

Hinweise

«Die andere Bibliothek»

Aus der von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenen Reihe «Die andere Bibliothek», die fortlaufend mit Entdeckungen aus Vergangenheit und Gegenwart zu überraschen weiss und wegen der regelmässigen raschen Erscheinungsfolge den Zeitschriftenmacher in Verlegenheit bringt, weil er die handwerklich gediegen gestalteten Bände gar nicht alle anzeigen kann, sind zwei unterschiedliche Neuerscheinungen immerhin hervorzuheben. Die erste betrifft das Buch von Maurice Joly, «*Ein Streit in der Hölle. Gespräche zwischen Machiavelli und Montesquieu über Macht und Recht.*» Die Erstausgabe dieses Buches erschien 1864. Es gab 1948 eine deutsche Übersetzung von Hans Leisegang, die jetzt auch der Ausgabe in der «anderen Bibliothek» zugrundeliegt. Man darf diese Neuauflage getrost eine Entdeckung nennen; denn Maurice Joly, der von 1833 bis 1878 lebte, ein Jurist, der mehrere Essays veröffentlicht hat, war so gut wie vergessen. Sein Totengespräch zwischen Montesquieu und Machiavelli, mit dem er in die politische Auseinandersetzung seiner Gegenwart eingreifen wollte, was bedeutet: die Politik des Rechts gegen die abenteuerliche Machtpolitik Napoleons III. vertreten, konnte nur in einem obskuren Verlag in kleiner Auflage erscheinen und wurde alsbald verboten. Schlimmer noch: 1903 erschien in einer Petersburger Zeitung die Artikelserie «Die Protokolle der Weisen von Zion», eine antisemitische Hetzschrift, die im dritten Reich noch zur Pflichtlektüre in den deutschen Schulen erklärt wurde. Es ist

heute erwiesen, dass der zaristische Geheimdienst über 160 Stellen aus Jolys Buch für das Machwerk der «Protokolle» benutzt hat, um dann allerdings durch Textmanipulation den Dialog Jolys umzufunktionieren in das Gegenteil dessen, was der vergessene Autor des Dialogs in der Hölle mit seiner Schrift gewollt hatte.

*

Eine Entdeckung, wenn man so will, ist auch der Band «*Tief in Bayern*», der ebenfalls in der «anderen Bibliothek» erschienen ist. Als Verfasser zeichnet ein R. W. B. McCormack, angeblich ein amerikanischer Ethnologe, der das Volk der Bayern getreu den Methoden erforscht haben will, die seine Wissenschaft bei der Beschreibung von Eingeborenen Afrikas oder Südamerikas anwendet. Geschichte, Staat, Sprache, Recht, Bildung und Erziehung, Liebe und Ehe, Esskultur und Trinksitten werden beschrieben und durch Bild und Beispiele illustriert. Ob der gebürtige Texaner McCormack nicht doch am Ende ein gebürtiger Bayer sei, darf trotz der im Anhang angefügten Angaben über den Verfasser vermutet werden (*Eichborn Verlag, Frankfurt am Main*).

Ein Lesebuch über das Tessin

Eine Deutschschweizerin, die in Zürich als Publizistin tätig ist, aber viele Tage des Jahres im Tessin verbringt, hat dieses Lesebuch zusammengestellt. Gedacht ist es für Tessin-Liebhaber, und abgesehen von Giovanni Orelli, der über Lugano ein maliziös-elegantes

Feuilleton beigesteuert hat, stammen die einzelnen Texte ausschliesslich von Nicht-Tessinern, die sich von Landschaft und Menschen angezogen fühlen oder im Tessin wohnen. Karl Viktor von Bonstetten weilte Ende 18. Jahrhundert als Syndicatsrichter der bernischen Obrigkeit in den ennetbirgischen Vogteien und hat da auch Berichte über die «italienischen Ämter» verfasst. Jacob Burckhardt hat begeistert von der Schönheit des Tessins geschrieben. Die andern, die teils aus freier Wahl, teils durch Lebensumstände oder politische Verfolgung auf die Suche nach einer Bleibe aufbrachen, haben im Tessin ihre Wahlheimat gefunden. Die Herausgeberin, *Esther Scheidegger*, die selber einen Beitrag über die Verwandlung des Fischerdorfs und Sammelpunkts der Weltverbesserer, Ascona, zum mondänen Touristenziel geschrieben hat, versammelt in ihrem Lesebuch Texte von Emmy Ball-Hennings und Patricia Highsmith, Erich Mühsam und der Gräfin zu Reventlow, von Marianne von Werefkin und Claire Goll, natürlich von Hermann Hesse und Rudolf Jakob Humm und noch einigen anderen Wahltessinern. Der *Arche Verlag Zürich*, hat aus der kleinen kulturgeschichtlichen Anthologie ein handliches und gepflegt in Leinen gebundenes Tessin-Buch gemacht.

Reclams Schauspielführer

Der Schauspielführer aus dem Verlag von *Philipp Reclam jun.* in Stuttgart ist neu in seiner 18. Auflage erschienen. Als Herausgeber zeichnen *Siegfried Kienzle* und *Otto C. A. zur Nedden*. Das Buch gliedert sich in drei Teile, nämlich Geschichte des Schauspiels von den

ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert, dann von Strindberg bis etwa 1950 und schliesslich die Dramatik der Nachkriegszeit bis hin zu den jüngsten Uraufführungen. Jeder Teil wird durch eine zusammenfassende Einleitung eröffnet, der dann die Artikel über die einzelnen Dramatiker und die Zusammenfassung wichtiger Stücke folgen. Das handliche Werk enthält 32 Bildtafeln sowie zwei alphabetische Register aller behandelten oder erwähnten Werke und aller Autoren.

Juristengenerationen und ihr Zeitgeist

Zum 200jährigen Bestehen des Verlages Schulthess, der sich selbst eine Verlagsgeschichte der ersten 120 Jahre geschenkt hat, ist ein gewichtiger Band erschienen, der das zentrale Gebiet der verlegerischen Tätigkeit des Hauses aufs Eindrücklichste repräsentiert. Der Band, den *Hans Merz*, *Dietrich Schindler* und *Ulrich Walder* zusammengestellt und herausgegeben haben, versammelt — wie der Untertitel lautet — «Abhandlungen grosser Juristen aus zwei Jahrhunderten». Die Herausgeber teilen sich in die Aufgabe, Persönlichkeit und Werk der zum Wort kommenden Autoren vorzustellen. Für einzelne Einführungen sind andere Mitarbeiter beigezogen. Die Namen der Juristen, die da nun in das juristische «Pantheon» aufgenommen sind, haben Klang: Ernst Hafer, Paul Mutzner, Alois Troller, Johann Caspar Bluntschli, Fritz Fleiner, Max Huber, Dietrich Schindler sen., Zaccaria Giacometti, Max Imboden — so könnte man aufzählen der Reihe nach. Ein Lesebuch ist da entstanden, das wie eine Veranstaltung für Hörer aller Fakultä-

ten verstanden werden darf. Insgesamt sind es 22 Verfasser, die vorgestellt werden, und ihre Themen sind teils spezieller, teils grundsätzlicher Natur. Zum Beispiel wird man gerade heute mit besonderer Aufmerksamkeit den Aufsatz von Max Huber mit dem Titel «Krise der Neutralität?» wieder lesen, der 1957 in den «Schweizer Monatsheften» erstmals erschien. Max Imboden ist mit der Abhandlung «Die staatsrechtliche Problematik des schweizerischen Föderalismus» vertreten, Peter Noll mit einer rechtlichen Analyse der Normenkritik in der Lehre Jesu: «Jesus und das Gesetz». Im ganzen ergibt sich aus der Lektüre dieses prachtvollen Buches ein Gewinn, der in dieser Zeit der Verunsicherung und der durch Fahrlässigkeit verursachten Pannen, der Entscheidungsschwäche und des kritischen Leerlaufs nicht hoch genug anzuschlagen ist. Die Haltung der Autoren, die verschiedenen Epochen angehören, und der «Zeitgeist», der sich in ihren Abhandlungen ausdrückt, sind geprägt von einer Verantwortung gegenüber dem Gewordenen, von der man wünschen möchte, dass sie auch den Zeitgeist unserer Gegenwart durchdringe (*Schulthess Polygraphischer Verlag AG, Zürich 1991*).

Glossen zur Zeit von Hilde Spiel

Die letztes Jahr verstorbene Wiener Kritikerin und Essayistin Hilde Spiel war auch nach ihrer Emigration nach England eine hellwache und hochbegabte Korrespondentin grosser Zeitungen. Die Texte, die Hans A. Neunzig in dem Band «Die Dämonie der Gemütlichkeit» zusammengestellt und herausgegeben hat, sind alle von der Kulturberichterstatteerin der «Frankfurter All-

gemeinen Zeitung» verfasst. Hilde Spiel hat über «das Wienerische» und über Theater und Musik geschrieben, und eine besonders eindruckliche Abteilung des Buches gilt den Porträtskizzen, die sie über so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Heimito von Doderer, Johannes Urzidil, Elisabeth Bergner und Annette Kolb geschrieben hat (*Paul List Verlag, München*).

Querfahrt mit Dürrenmatt

In «*Turmbau*», der Fortsetzung der «*Stoffe*», heisst ein Kapitel «*Querfahrt*». Dürrenmatt erzählt darin von labyrinthischen Irrwegen, von schwierigen Lebensumständen und schriftstellerischen Versuchen, auch von seiner Lektüre am Beginn der vierziger Jahre. Dort lesen wir auch: «*Stoffe brauchen Zeit und suchen ihren Ort, wo sie zum erstenmal auftauchen, konzipiert werden.*» Und darauf folgt eine Rekapitulation seiner Gestaltungen, auch der Stoffe, die ungeschrieben blieben, darunter der «*Turmbau*» zu Babel. Heinz Ludwig Arnold hat «*Querfahrt*» zum Titel für eine Sammlung der Aufsätze und Vorträge genommen, die er im Laufe von fünfzehn Jahren über Dürrenmatt geschrieben hat. Arnold, der Dürrenmatt besuchte, um mit ihm ein Gespräch für seine Reihe «*Schriftsteller im Gespräch*» aufzunehmen, wurde ein Freund und Vertrauter des philosophierenden Dramatikers und Erzählers. Seine für die Ausgabe dieser Schrift überarbeiteten Versuche, den Autor und sein Werk interpretierend und beschreibend zu umreissen, fügen sich zum Bericht eines Kenners. Zum Beispiel ist der Vortrag «*Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt*» eine knappe und klare Darstellung der

Gegensätze. Indem die beiden grossen Nachkriegsautoren der Schweiz gegeneinandergehalten werden, erscheint jeder deutlicher in seinem Wesen. In «Dürrenmatts Theater als Abbild der labyrinthischen Welt» analysiert Arnold Dürrenmatts dramaturgische Prinzipien, und natürlich geht «*Querfahrt*» auch auf den Maler Dürrenmatt ein. Die Schrift, obgleich aus Einzelpublikationen zusammengefügt, präsentiert sich im ganzen als eine persönlich geprägte Bilanz der Begegnung eines der produktivsten Autoren unserer Zeit mit einem Kritiker, der im Werk den Menschen sucht. Beide haben sich gefunden (*Wallenstein Verlag, Göttingen 1990*).

Jean Starobinski über Montesquieu

Die französische Originalausgabe des brillanten Essays erschien schon 1953 in Paris. Ulrich Raulff übersetzte sie ins Deutsche, der *Carl Hanser Verlag* in München nahm das Werk in seine «Edition Akzente» auf, wo es nun, zusammen mit ausgewählten Texten aus Montesquieus Werken, eine Anthologie und kompetente Charakterisierung zugleich ist, die deutlich sich abzeichnende Spur eines Denkers, Kosmopoliten, Gutsherrn und glänzenden Schriftstellers aus einer bewegten Epoche der Geschichte.

Literaturkritik — Anspruch und Wirklichkeit

In der Reihe der Berichtsbände über germanistische Symposien nimmt der Band «*Literaturkritik — Anspruch und Wirklichkeit*» eine besondere Stellung ein. In der Regel befassen sich Hoch-

schulgermanisten ja mit der Dichtung, mit Problemen, die sich daraus für die Interpretation, die Rezeptionsgeschichte, die Wechselbeziehungen zwischen Biographie und Werk und so weiter ergeben. Dass Literaturkritik, als literarische Gattung, selbstverständlich ein Gegenstand der Literaturwissenschaft ist, kann nicht bezweifelt werden. Aber inwiefern denn unterscheidet sie sich von verwandten Methoden dieser Wissenschaft? Sie ist keine Wissenschaft (Heinrich Vormweg bekräftigt es in seinem Beitrag); aber ist denn Literaturwissenschaft nicht auch Kritik? Sie ist es vermutlich gerade in dem Punkt nicht, in dem sie — als Wissenschaft eben — auf Objektivierung ihrer Erkenntnisse aus ist. Denn Literaturkritik hat ein starkes subjektives Element, ist «*eine subjektive Spekulation*», wie wiederum Heinrich Vormweg sagt.



Auch sonntags geöffnet:

Sprüngli Hauptbahnhof
Sonntag, 8.45—17.00 h

Sprüngli Flughafen-Bahnhof
Sonntag, 8.00—20.00 h

Paradeplatz · Hauptbahnhof Zürich · Bahnhofstr. 67 · Shop
Ville · Löwenplatz · Stadelhoferplatz · Bahnhof Stadelhofen ·
Glattzentrum · SC · Spreitenbach · Airport-Shopping Kloten

Nicht das Abgeschlossene und Statische ist der Raum, in dem sie sich bewegt, sondern das Werdende und sich Verändernde. Ihre «Regeln» ändern sich, wenn es «die Natur der Sache» erfordert (Lessing). Der Band über das DFG-Symposium zur Literaturkritik bietet reichhaltiges Material zur Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Kritik. Der Herausgeber, *Wilfried Barner*, hat die Referate in vier grosse Kapitel gegliedert, die jeweils mit einem Diskussionsbericht abgeschlossen werden (*J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart*).

Peter Weiss

In Berlin fand vom 24. Februar bis zum 28. April (in Stockholm geplant vom 31. August bis zum 13. Oktober) eine Ausstellung anlässlich des 75. Geburtstages von Peter Weiss statt, der 1982 verstarb. Zu dieser Ausstellung erscheint, herausgegeben von *Gunilla Palmstierna-Weiss* und *Jürgen Schutte*, ein Buch, zweisprachig, schwedisch und deutsch, über *Leben und Werk*, mit Erinnerungsphotos ebenso angereichert wie mit Reproduktionen von Gemälden und Grafiken des Malers und Schriftstellers. Walter Jens hat ein Vorwort geschrieben, Freunde und Kenner des Schaffens von Peter Weiss sind mit Beiträgen vertreten (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main*).

DuMont Kunst-Reiseführer

Die Reihe der DuMont Kunst-Reiseführer ist durch einen neuen Band bereichert worden: *Gerda Bödefeld* und *Berthold Hinz*, die gemeinsam in der gleichen Buchreihe schon den Band

über die Villen im Veneto herausgebracht haben, legen jetzt einen reich dokumentierten Führer durch «*Die Villen der Toscana und ihre Gärten*» vor. Auf 344 Seiten mit 25 mehrfarbigen und 41 einfarbigen Abbildungen sowie zahlreichen Abbildungen im Text erschliessen sie eine Welt, deren Glanz und Schönheit entzücken und zu Entdeckungen verlocken. Die Autoren geben eine allgemeine Einführung in die «Villenkultur» und beschreiben anschliessend an die hundert Anlagen. Allein den Medici und ihren Villen ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Informationen über Besuchsmöglichkeiten und alles, was der kunsthistorisch interessierte Reisende über Land, Leute, öffentliche Verkehrsmittel und anderes wissen sollte, runden die Darstellung ab. — In gleicher Ausstattung wie jeder Band der Reihe liegt bereits in 8. Auflage *Hans Strellocks DuMont Kunst-Reiseführer Portugal* vor. Spätsommer und Herbst sind für die Toscana wie für Portugal die richtige Reisesaison (*DuMont Buchverlag, Köln*).

Mit der Segeljolle durch Mecklenburg und Vorpommern

Eine Frage der Zeit, vorwiegend aber eine Frage der Infrastruktur wird es sein, ob die Landschaften und Städte der neuen Bundesländer Deutschlands, das Gebiet der ehemaligen DDR, dem Tourismus erschlossen werden. Einer, der eigene Erkundungen liebt, hat die Mecklenburgische Seenplatte, den Lauf der Peene und gar die Ostsee rund um Rügen mit einem Schwertzugvogel im Alleingang neu entdeckt: *Wilfried Erdmann*, der Weltumsegler, startete in Schleswig-Holstein zu einer Fahrt über Wismar, Rostock, Hiddensee, Rügen,

Peenemünde und tief hinein ins Mecklenburgische. Er erzählt in seinem Buch nicht nur von den unberührten Landschaften, den paar Hobby-Schiffen, der Einsamkeit, sondern auch von den Schwierigkeiten, mit den Menschen Kontakt zu finden, die dem «Wessi» mit Misstrauen begegnen. Ein Buch, das nicht nur den Segler erfreut. Es ist gut geschrieben, mit aufschlussreichen Photos ausgestattet und erschliesst auch abgelegene Gebiete (*Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1991*).

Essays von Virginia Woolf

Klaus Reichert, unter anderem Herausgeber der deutschen James-Joyce-Ausgabe, legt den zweiten Essay-Band der Virginia Woolf vor, der — wie schon sein Vorgänger — den schlichten Titel «*Der gewöhnliche Leser*» trägt. Er vereinigt literaturkritische Aufsätze und Vorträge der Schriftstellerin, die in ihrer Unvoreingenommenheit, ihrer Spontaneität und ihrem Witz bezaubern. Virginia Woolf bekennt von sich, sie habe oft nur so zum Amusement gelesen, eben wie ein gewöhnlicher Leser, und was sie dazu anmerke, sei nicht etwa mit dem Anspruch der Wissenschaft oder irgendwelchen Kriterien der Kritik belastet, sondern Ausdruck ihrer Faszination oder ihrer Enttäuschung. Besonders schön ist der den Band beschliessende Vortrag «Wie sollte man ein Buch lesen?» Virginia Woolf trat damit vor einer privaten Mädchenschule auf und machte den Schülerinnen Mut, indem sie gleich zu Beginn erklärte, der einzige Rat, den ein Mensch einem andern in puncto Lesen geben könne, sei der, auf keinen Rat zu hören (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1990*).

Frühe deutsche Literatur

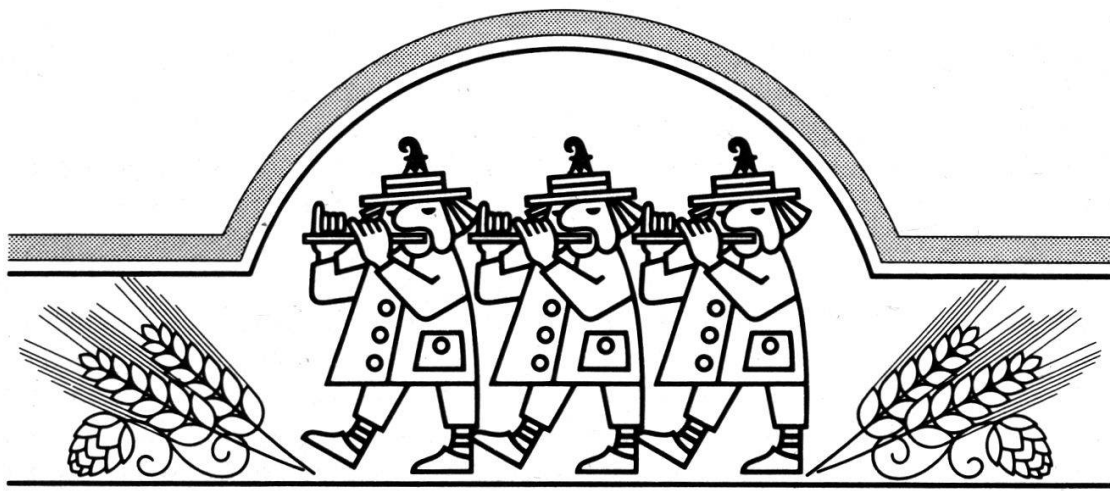
Im *Deutschen Klassiker Verlag* (Frankfurt am Main), der in gediegenen, in blaues Leinen gebundenen Dünndruckbänden allmählich die gesamte literarische Überlieferung erschliesst, ist soeben, herausgegeben von *Walter Haug* und *Benedikt Konrad Vollmann*, frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland von 800 bis 1150 erschienen: das Hildebrandslied, die Taufgelöbnisse und die Zaubersprüche, Waltharius, Ruodlieb und das Ezzolied, den Physiologus und die Kaiserchronik. Das gab es bis jetzt noch nicht: das ganze Spektrum gewissermassen der frühesten deutschen Literaturdenkmäler und der auf sie einwirkenden lateinischen Literatur vom 8. Jahrhundert bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts in einem Band, mit kritischem Apparat und wissenschaftlichem Kommentar. Der Germanist, eingedenk seiner Übungen im Proseminar, die vermutlich mehr der Linguistik als den literarischen Zusammenhängen zugewandt waren, hat hier ein schönes und handliches Compendium, eine Ausgabe, die zugleich Vertiefung und Überblick erlaubt.

Max Frisch: Die Tagebücher

Zwei schlanke Dünndruckbände in einer Kasette: die Neuausgabe der Tagebücher war zu Max Frischs 80. Geburtstag geplant und ist nun erschienen, das erste mit jenen Texten im Anhang, die bei der Überarbeitung der Atlantis-Ausgabe für die Neuausgabe bei Suhrkamp entfielen. Nach dem Tod des Autors, nach den Gedenkfeiern, an denen viel geredet

und wenig gesagt wurde, tut es gut, in diesen hellwachen, nüchternen, schmucklos-klaren Texten zu lesen, etwa: «Nichts wäre schöner als ein Lustspiel, doch nicht ein antiquarisches, es müsste schon ein gegenwärtiges sein, meinetwegen in Kostüme verkleidet, ein Lustspiel um unsere Probleme. Ob das möglich ist? Das Verlangen danach wäre gewaltig, überhaupt das Verlangen nach einer fröhlichen

und im Grunde zweifellosen Bejahung, einer Bejahung allerdings, die unseren wirklichen Fragen und unserem heutigen Bewusstsein nicht ausweicht. Das ist wohl entscheidend. Ein Lustspiel, das einfach ausweicht, kann bestenfalls zerstreuen; dann ist ein Trauerspiel, das unserem Bewusstsein standhält, immer noch tröstlicher, scheint mir — Wieso gibt es dieses Lustspiel nicht?» (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1991*).



SPEZIALBIER HELL · BIÈRE SPECIALE BLONDE

**Warteck
pic**

BRAUEREI WARTECK BASEL BRASSERIE WARTECK